

Bei den blinden Soldaten.

In ihrem Erziehungsheim.

Wien, 23. Januar.

Blinde Soldaten! Das Wort genügt, um das Mitleid im Herzen jedes Menschen jäh ausschreien zu lassen, um alle Bitterkeiten des Lebens erschauernd zu empfinden. Auch wenn wir hören, daß das zischende Schrapnell dem Helden in der Schlacht ein Bein, einen Arm zerrissen und ihn zum Krüppel gemacht hat, empfinden wir die ganze Größe dieses Unglücks. Aber dem Mitleid, dem warmen Mitleid gesellt sich Entsetzen und Selbstpein, wenn man vernimmt, daß die mörderische Kugel einem Soldaten das Augenlicht genommen. „Das Sehen muß doch das Kostlichste auf Erden sein,“ schreibt die berühmte taubstumme Helen Keller in einem Brief, „denn ich erfahre immer, wie mich gütige Menschen nur meiner Blindheit halber bedauern, während sie die Taubheit als das Neben-sächlichere betrachten.“

Der beste Beweis, wie recht Helen Keller hat, ist ja der große Erfolg, den die Sammlung der „Neuen Freien Presse“ für die im Schlachtfelde erblindeten Soldaten hat. Kaum fiel das Wort vom blinden Soldaten zum erstenmal, als auch schon hochherzige Menschen sich zusammensanden, um einen Fonds zu schaffen, der diesen unglücklichen Helden die Sorgen ums Leben erleichtern, ihnen eine neue soziale Existenz schaffen soll. Und dieser Fonds wächst von Tag zu Tag und hat schon eine stattliche Höhe erreicht, wenn auch noch viel geschehen muß und wird.

Das Blindenerziehungsheim in der Wittelsbachgasse, das gewissermaßen die Zentralfstelle der ganzen Blindenfürsorge in der Monarchie ist, beherbergt jetzt 14 blinde Helden. Es waren schon 17 dort, aber einer wurde in ein Invalidenhaus entlassen, wo er sich eifrig mit dem Studium von Musik beschäftigt, ein anderer wurde von Heimweh nach seiner ungarischen Heimat erfaßt, wo er Frau und Kinder hat, und einem Komitee in Budapest überwiesen, ein dritter hatte zu seiner Erblindung noch einen Gehirndefekt bekommen und wurde als nicht erziehungsfähig seinen Angehörigen übergeben.

Mit den 14 blinden Kriegern, die sich jetzt in Wien im Blindenerziehungsheim befinden, ist aber ihre Zahl noch lange nicht erschöpft. Schon liegen etwa 200 in den Militärspitälern Desierreichs, um von ihren Wunden zu genesen, und etwa 100 dürften in Ungarn sein. Man wird also nach Beendigung des Krieges mit einer großen, großen Zahl blinder Invaliden zu rechnen haben.

Ist der blinde Soldat im Spital geheilt, das heißt, ist die fürchterliche Wunde, die ihm der seitliche Flankenschuß gerissen hat, vernarbt, dann erst wird er, wenn er es wünscht, dem Blindenerziehungsheim überwiesen, wo ihn der Direktor der Anstalt, Regierungsrat Mell, und dessen Gattin mit offenen Armen empfangen und mit zärtlicher Liebe umschließen. Und es bedarf auch immer überquellender Liebe, um die Armen ins Leben zurückzuführen. Das ist gewöhnlich sehr, sehr schwer. Dumpf vor sich hinbrütend, todeswund im Herzen, verzweifelt und dieses Lebens mit seiner ewigen Nacht überdrüssig, liegt der Blinde in seinem Bett, er will nicht essen, will nicht trinken, will nicht sprechen, und wenn er spricht, so bedeuten seine Worte nur die ungestüme Sehnsucht nach dem Tode. Bis es seinen Pflegern gelingt, ihn aufzuwecken, ihm die Hoffnung auf ein ruhiges, friedliches Leben zu zeigen, ihm zu beweisen, daß man auch als Blinder sein Eigenleben fortführen, Frau und Kind betreuen kann.

Ist es so weit, so geht es langsam, aber sicher vorwärts. Mit Fieberfieber beginnen sich die blinden Invaliden auf das Erlernen der Blindenschrift, auf das Handwerk des Korbflechtens oder Bürstenbindens oder auf andere Tätigkeiten zu werfen. Und es dauert nicht lange, so weicht die Verzweiflung ganz, das Interesse am Leben, an Unterhaltung und kleinen Freuden wird wieder wach.

Wir gehen durch ein Zimmer, in dem drei blinde Soldaten auf den Betten sitzen. Der eine spielt eine Harmonika, der andere singt dazu und der dritte träumt aus den leeren Augenhöhlen in die Zukunft. Er ist ein ukrainischer Einjährig-Freiwilliger Korporal, der gut Deutsch spricht. „Ich will Blindenlehrer werden,“ sagte er mit einem leisen Lächeln. „Sehe ich selbst nicht mehr, so will ich unter Blinden auch das Leben verbringen.“ Und Regierungsrat Mell erzählt, daß er im Schreiben und Lesen glänzende Fortschritte macht und sich vortrefflich zum Lehrer eignet.

Ein bildhübscher blonder, strammer Mann steht vor uns. Er war Fabrikleiter in Unterwaltersdorf, hat es bis zum Zugführer gebracht, als ihm ein Flankenschuß durch das eine Auge fuhr und auf dem Wege zur Stirne heraus auch den Sehnerv des anderen Auges zerstörte. Sein Herzenswunsch ist, in Unterwaltersdorf ein kleines An-

wesen zu bekommen. „Immer war ich am liebsten im Garten,“ sagte er, „und wenn ich mir vorstelle, daß ich die Obstzucht, von der ich viel verstehe, nun auch als Blinder betreiben könnte, wenn ich mir denke, daß es mir vergönnt sein soll, auf meinem eigenen Grund und Boden meine liebe Frau und mein kleines Mädel um mich zu haben, dann will ich mein Schicksal ertragen.“ Und als man ihm andeutet, daß gütige Menschen bemüht sind, die Mittel herbeizuschaffen, um jedem der Blinden zu helfen, da rötet sich seine Wangen und er faltet still die Hände.

Ein czechischer Soldat pfeift in einem anderen Zimmer ein Liedel vor sich hin. Er kann schon Bürsten machen und Strohgeflechte und ihm, dem Blinden, ist so wunderbares geschehen, daß er wahrhaftig glücklich ist, auch ohne Augenlicht. Dieser junge Burche, der aus Czastaw stammt, war zuerst einer der ganz Verzweifeltsten, Dumpfen, Lebensmüden. Da betrat eines Tages ein Dienstmädchen der Blindenanstalt sein Zimmer. Ihn sehen und ihn laut beim Vornamen anrufen war eins. Das Mädchen ist seine Landsmännin, vor Jahren schon waren sie ein Liebespaar, dann kamen sie auseinander, sie ging in Dienst nach Wien, er zum Militär. Und nun haben sie sich wieder-

gefunden, das Mädchen erklärte, ihn nie mehr verlassen, sondern ihn als seine Frau behüten und betreuen zu wollen. Es fand in der Anstalt eine solenne Verlobungsfeier statt, nach der das Mädchen sofort zu der Mutter des blinden Bräutigams fuhr, um dort alles für den Hausstand vorzubereiten.

Ein anderes Zimmer. Zwei Blinde mit noch verbundenen Augen, ein dritter in dumpfem Schlaf auf dem Bett. Er leidet furchtbar an Kopfschmerzen und gehört noch zu denen, die das Fürchterliche noch nicht fassen können. Der eine ist ein Tiroler, und der Direktor merkt ihm sofort an, daß heute mit ihm etwas nicht in Ordnung ist. Die Ursache kommt bald heraus. Der neue Zivilanzug und die Stiefel, die er bekommen hat, passen ihm vortrefflich, aber er hat noch keinen Hut erhalten, während der andere auch dies schon besitzt. Er ist leicht zu trösten, und als er erfährt, daß er auch eine Taschenuhr mit Schlagwerk bekommen wird, lagert er über das ganze Gesicht.

In einem Zimmer ist ein blinder Korporal aus Oberösterreich. Er sagt: „Oben in Rußland war es, als ich plötzlich einen Schlag gegen das Gesicht fühlte und dann einen fürchterlichen brennenden Schmerz. Ich griff mir ins Gesicht und wollte mir die Augen auswischen, weil ich nichts sah und dachte, daß mir ein Schrapnell aufgewühlte Erde in die Augen geworfen hat. Dann schrie ich vor Schmerz auf und fiel nieder. Wie ich dann später auf langen Reisen von Hilfsplatz zu Hilfsplatz endlich ins Spital kam und erfuhr, daß ich blind bin, da wollte ich lieber allem ein Ende machen. Aber jetzt bin ich schon ganz ruhig und sag mir, ich muß leben, weil ich eine Mutter hab', und es wird ganz schön sein, wenn ich eine warme Stube und mein Essen habe und viel in mich hineininspintieren werde können.“

Und Regierungsrat Mell erzählt nachher, daß man seine alte Mutter, die ihn besuchte, zuerst schonend auf den Anblick des blinden Sohnes aufmerksam machte. Und die Mutter seufzte tief auf und sagte nur: „O Gott, er soll aussehen, wie er will, wenn er nur lebt und ich ihn wieder habe.“

Ein Reserveoffizier ist unter den Blinden, ein junger polnischer Anskulant, der in einer harten Jugend unter schweren Entbehrungen seine Studien vollendet hat. Es wird wahrscheinlich gelingen, den jungen Helden, der als Reservefähndrich eingerückt und auf dem Schlachtfeld zum Leutnant befördert worden war, seinem Beruf zu erhalten. Sein heißer Wunsch geht dahin, wieder als Gerichtsbeisitzer funktionieren zu können, und es sind Schritte unternommen worden, um dies zu ermöglichen.

So hat jeder sein Schicksal, und wenn der erste Schmerz vorüber ist, trägt jeder sein Schicksal als Held, wie er als Held auf dem Felde der Ehre die Augen verloren hat. Nun werden sie alle zu neuen Menschen erzogen und der Staat wird ihnen die Sorge um den Bissen Brot nehmen. Aber das ist nicht genug. Unser Mitleid darf nicht ruhen, unser Gewissen nicht schweigen, bevor nicht jedem dieser blinden Soldaten ein freundliches Leben, ein warmes, gutes Heim bereitet ist. Um das zu erreichen, muß weiter gesammelt werden, muß alle Menschlichkeit sich vereinigen. Dann werden diese Blinden, die dem Vaterland das Augenlicht geopfert haben, die nie mehr die Schönheit der Welt schauen dürfen, wenigstens den Glauben an die Schönheit des Menschenherzens haben können.